

Peter Irion und Christina Ostermann (Heidelberg)

Zusammenfassung

Anfang 2013 erschien mit dem ‚Handbuch Minnereden‘ ein Grundlagenwerk, welches das Textkorpus der Minnereden systematisch erschließt und der Forschung somit ein Werkzeug für die weitere wissenschaftliche Arbeit mit diesen Texten an die Hand gibt. Dass die Beschäftigung mit den Minnereden für zahlreiche („anthropologische“ sowie „philologische“) Fragestellungen durchaus sinnvoll sein kann, zeigte sich auf der Tagung „Anthropologie und Philologie: Die Zukunft der Minneredenforschung. Diskussionen auf der Grundlage des Handbuchs Minnereden“, die am 8. und 9. November 2013 im Internationalen Wissenschaftsforum Heidelberg stattfand und aus deren Beiträgen der vorliegende Sammelband entstanden ist.

Im Folgenden werden die Thesen, Hauptargumente sowie Ergebnisse der einzelnen Aufsätze dieses Sammelbandes überblicksartig vorgestellt. Die Reihenfolge der Zusammenfassungen folgt dabei der Anordnung im Sammelband und somit auch dem Programm der Tagung. Ergänzt werden diese durch einen Beitrag von Michael OTT und Flavia PANTANELLA, der im Rahmen des Heidelberger SFB 933 „Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften“ (Teilprojekt C05) entstanden ist.

Wolfgang ACHNITZ (Mainz/Münster) plädiert in seinem Beitrag „Was ist keine Minnerede? Versuch einer Gattungsdefinition durch Exklusion“ für eindeutigere Kriterien bei der Eingrenzung des Textkorpus, das bislang eine erhebliche Heterogenität aufweise. Das Thema ‚Minne‘ reiche nicht aus, um eine Gattung zu konstituieren, ebenso wenig der Umfang der Texte – der ohnehin so stark variere, dass diesbezüglich kaum von einem verbindenden Element gesprochen werden könne. ACHNITZ betrachtet

die Minnereden des Wiener Codex 2705 als die ersten ihrer Gattung im engeren Sinne. Dagegen schließt er romanhafte Großformen sowie Streitgespräche, Preis- und Ehrenreden, Totenklagen, Abschieds-, Liebes-, Neujahrsgrüße und Liebesbriefe aus. In Anlehnung an Hanns FISCHER plädiert ACHNITZ für eine Unterscheidung zwischen nichterzählenden und erzählenden Formen der Minnereden (wobei Mischformen häufig anzutreffen seien): Texte des ersten Typus (Minnereden im engeren Sinne, Typ I) seien lehrhaft-erörternd, dienten der Vermittlung von Werten und Normen bezüglich der Minne und kennten keine Differenzierung zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Die zweite Kategorie (Typ II; ACHNITZ schlägt als Bezeichnung ‚Minneerzählungen‘ vor) umfasse hingegen diejenigen Texte, die von Begegnungen im Zusammenhang mit der Minne-Thematik berichteten, oftmals eine toposreiche Rahmenhandlung aufwiesen und von den Geschehnissen – deren Rezeption in der Gegenwart stattfindet – im Präteritum erzählten. Die Texte der letzteren Gruppe wiesen häufig eine narrative Rahmung sowie eine Ich-Erzählsituation auf. Mit einer Einschränkung des Gattungsbegriffs (im engeren Sinne) auf den Typ I der nichterzählenden Reimpaarverse auf der einen Seite und der Ergänzung der Gattung (im weiteren Sinne) um den Typus der ‚Minneerzählungen‘ auf der anderen Seite – sowie einiger Sonderformen wie beispielsweise der Minneallegorien – wäre, so ACHNITZ, ein Schritt in Richtung einer präziseren Gattungsdefinition getan, die nicht nur in Bezug auf erzähltheoretische Aspekte, sondern auch auf die Erforschung von (pragmatischen) Gebrauchszusammenhängen von Vorteil sei.

Sonja GLAUCH (Erlangen) stellt in ihrem Aufsatz „Zu Ort und Funktion des Narrativen in den Minnereden. Eine Skizze“ eine narratologische Binnendifferenzierung der Gattung in sechs Untergruppen vor, von denen fünf Parallelen zum Hohen Minnesang aufwiesen. Ausgangspunkt ihrer Argumentation ist die Feststellung, dass es sich bei den Erzählern in Minnereden um solche vom Ich-Typus handelt. GLAUCH hält fest, dass die Mischung aus narrativen und erörternden Passagen – mit beträchtlich variierenden Anteilen und häufigen (textinternen) Übergängen zwischen den beiden – für Minnereden so charakteristisch sei, dass eine Unterteilung in erzählende und diskursive (nicht-erzählende) Minnereden kaum Berechtigung habe. In Bezug auf das ‚Handbuch Minnereden‘ merkt sie

kritisch an, dass die im Präsens gehaltenen Zusammenfassungen keine exakten Rückschlüsse auf die in den jeweiligen Minnereden verwendeten Tempora ermöglichten – das heißt darauf, ob im Originaltext eine erörternde, im Präsens gehaltene Rede oder eine im Präteritum verfasste Erzählung vorliege. Zudem setzt sich GLAUCH intensiv mit der narrativen Rahmung von Minnereden auseinander, welche die Funktion habe, die in der Rede enthaltene Lehre möglichst vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Auch richtet sie ihr Augenmerk auf die Betrachtung räumlicher Aspekte in der ‚Anderwelt‘ sowie den Erkenntnisgewinn, der vom Ich-Sprecher – der die narrative Rahmung vornimmt – in der Regel *nicht* genutzt werde, um ihn etwa in eine Narration einzufließen zu lassen, in welcher er von eben diesem Erkenntnisfortschritt profitieren würde. Eine wichtige Frage, der die Forschung auf den Grund gehen sollte, sei somit, warum diese erzählerischen Potenziale von Minnereden weitgehend unausgeschöpft blieben.

Katharina PHILIPOWSKI (Mannheim) argumentiert in ihrem Beitrag „Die Zeit der ersten Person: Warum Ich-Erzählungen keine Wiedergebrauchrede sind und wozu man sie deshalb gebrauchen kann – am Beispiel von ‚Des Spiegels Abenteuer‘ Hermanns von Sachsenheim“, dass sich der Distinktionsgestus der ersten Person am besten dazu eigne, Verfehlungen sowie Läuterungen des Erzählers auszudrücken. Veranschaulicht wird diese These am Beispiel von B465¹ (‚Des Spiegels Abenteuer‘). In dieser Minnerede berichte der Erzähler in der ersten Person als Geläuterter von sich selbst und seinen früheren Fehlern. PHILIPOWSKI versteht den Ich-Erzähler nicht als ‚Holhlform‘, welche ein Identifikationspotenzial für die Rezipienten darstelle, sondern als explizit vom Rezipientenkreis abgegrenzte Instanz. Es handele sich vielmehr um zwei personell identische, jedoch in Bezug auf ihre Erfahrung unterschiedliche Ichs, die sich gegenseitig sowohl negierten als auch bedingten. Dieser Erzähler berichte jedoch von einer Erfahrung mit der Minne, welche ähnliche Erfahrungen der Rezipienten voraussetze und in Form einer Minnerede

1 Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden‘: KLINGNER/LIEB 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden‘ erstmals verzeichnet wurden.

an diese nicht nur anschlieÙe, sondern sie weiterführe. In der Personifikation der Frau *Âventiure* sieht PHILIPOWSKI das verbindende Element zwischen der Gattung der Minnereden und der einzelnen, spezifischen Minnerede. Abschließend formuliert PHILIPOWSKI die These, dass das Erzählen von Verstößen ein zentrales Thema der Minnereden sei, wobei weniger der Inhalt als das Erzählen selbst und sein Produkt, das Erzählte, relevant seien.

Johan OOSTERMAN (Nijmegen) wertet in „Der Minne Leben‘. Überlieferung und Umfeld“ die Minnereden als ‚Barometer‘, welche nicht nur verschiedene Kulturkreise, sondern auch epochenbedingte Änderungen von Sitten und Bräuchen abbilden könnten. Am Beispiel von B336 („Der Minne Leben‘) zeigt er die Adaptationsfähigkeit der Minnereden an ihre Überlieferungssituationen auf und legt dabei den Schwerpunkt auf den Überlieferungsträger sowie die dort dargestellten klerikalen Minnekonzeptionen. B336 ist viermal überliefert, vollständig jedoch nur in der ‚Berliner Liederhandschrift‘ (Berlin, SBB-PK Ms. Germ. Fol. 922). Während das ‚Handbuch Minnereden‘ von geringer Varianz in der Überlieferung spricht, hebt OOSTERMAN die unterschiedlich stark konturierte Rolle des Ich-Erzählers als Geistlichem hervor. In Einklang mit dem ‚Handbuch Minnereden‘ sieht OOSTERMAN in dem Ich-Erzähler der in der ‚Berliner Liederhandschrift‘ überlieferten Minnerede einen Kleriker, verweist jedoch auf das Paradoxon, dass dieser Geistliche eine auf Gegenseitigkeit beruhende Liebe zu einer Frau beschreibe. OOSTERMAN zieht einen Vergleich zu der Darstellung des Ich-Erzählers in den Fragmenten: In Bezug auf das Danziger Fragment konstatiert er eine deutliche Abschwächung der klerikalen Komponenten und begründet dies mit dem bürgerlichen Entstehungskontext der Handschrift. Eine ähnliche Anpassung der Figurengestaltung an den Kontext der Handschrift hebt OOSTERMAN in dem Fragment aus ’s-Hertogenbosch (Bistumsarchiv ohne Signatur) hervor und vermutet auch in diesem Fall eine moralische Anpassung des Textes an seinen Kontext. Im Kontrast dazu werden in einem nächsten Schritt die Genter Fragmente (Gent, Rijksuniversiteit, Centrale Bibliotheek 1644) herangezogen, in denen das Ich explizit durch die Ansprachen der Frau als *clerc* markiert wird. OOSTERMAN sieht darin einen Verweis auf die in dieser Handschrift ebenfalls überlieferte Minne-

rede B346 (,Das Fest‘), welche ein Zwiegespräch zwischen einer Jungfrau und einem Geistlichen zum Gegenstand hat. Erneut begegnet somit eine Anpassung der Minnerede an ihr textliches Umfeld.

Colin SCHATZMANN (Zürich) beschäftigt sich in seinem Aufsatz „*So wil ich durch der synnen durff | Hie werfen einen wurf*. Zur Verschränkung von Intertextualität und Poetologie in der ‚Minneburg‘“ mit dem Aspekt der Intertextualität der Minnereden. Im Zentrum seiner Überlegungen steht die Frage nach der Art intertextueller Bezugnahmen am Beispiel der ‚Minneburg‘ (B485). SCHATZMANN zeigt auf, wie Intertextualität geschaffen und als ‚Reflexionsmedium‘ ein poetologisches Potenzial entfaltet. Zu diesem Zweck werden drei Modi der intertextuellen Markierung unterschieden: Imitatio, Allusion und Zitation. Hinweise auf eine Imitatio finden sich laut SCHATZMANN in der ‚Minneburg‘ in den Reverenzen des Erzählers an einen *meister Egen von Bamberg*. Mittels einer Gegenüberstellung einer Passage aus der ‚Minneburg‘ mit Egens ‚Die Klage der Minne‘ (B28) konstatiert SCHATZMANN eine ‚Egen-Imitatio‘. Den Aspekt der Allusion wird am Beispiel eines Zwiegespräches zwischen *hertze* und *lip* im fünften Buch der ‚Minneburg‘ verdeutlicht und vor dem Hintergrund der ‚Goldenen Schmiede‘ Konrads von Würzburg gelesen. SCHATZMANN argumentiert für eine Verwandtschaft dieser Texte und sieht in der so geschaffenen Verbindung eine Reflexion des Autors der ‚Minneburg‘ über seinen eigenen Sprachgebrauch. Drittens werde in der ‚Minneburg‘ Raum für einen Literaturexkurs geschaffen, in welchem wiederum Schlüsselreime aus Hadamars von Laber ‚Jagd‘ wörtlich zitiert würden. SCHATZMANN stellt in seinem Aufsatz somit drei Formen von Intertextualität heraus, welche in der ‚Minneburg‘ ein poetologisches Reden über die Minne ermöglichten.

Im Aufsatz „Minnegerichte: Diskurszusammenhänge zwischen Minnesang und Minnerede“ betont Jan MOHR (München) die zwischen den beiden Gattungen bestehende Kontinuität. Die große Bandbreite an Textformen – sowie das Phänomen der narrativen Rahmungen – bei den Minnereden lasse sich jedoch nicht aus der Tradition des Minnesangs herleiten. Auch begegneten in Minnereden, deren Aufbau eine höhere Komplexität aufweise – das heißt in Personifikationsdichtungen und

Minneallegorien – soziale Konstellationen, die im dialogisch oder monologisch aufgebauten Minnesang keine Entsprechung hätten. Anhand einer Minnegerichtsichtung – ‚Die Minne und die Ehre‘ (B456) – zeigt MOHR den reziproken Bezug von Minnediskurs und Gerichtsverhandlung auf und untersucht Charakteristika der narrativen Struktur. Er illustriert zunächst die Zirkularität des Hohen Minnesangs exemplarisch an der letzten Strophe des ‚Narzissliedes‘ Heinrichs von Morungen: Wegen der abweisenden Haltung der Dame befinde sich das Sänger-Ich in einer aussichtslosen Lage – es existierten jedoch einige wenige Auswege (wie etwa die Flucht in Jenseits-Phantasien in Heinrichs von Morungen *Vil sueziu senftiu toeterinne*). Bei den Minnereden eroffneten Minnegerichte, so MOHR, auf eine ähnliche Weise Möglichkeiten, das Minneparadoxon zu überwinden: Eine soziale Komplexität könne so abgebildet werden, die geeignet sei, die Minne-Thematik in einer ausgeprägteren Vielschichtigkeit zu behandeln, als dies im Hohen Minnesang der Fall gewesen sei.

Jan Sebastian GLÜCK (Frankfurt) entwickelt in seinem Aufsatz ‚Spazieren gehen bei schlechtem Wetter. Das ‚Gewitter in den Bergen‘ als Fragment einer Sprache der Minne“ eine konträre Position zur bisherigen Forschung, die den Text (Z58) als Minnerede mit Textabbruch wertet, da er die Erwartung, die gemeinhin an die Gattung gestellt wird, nämlich eine Hinführung zu einer Reflexion über die Minne zu bieten, nicht erfüllt. Dagegen plädiert GLÜCK für eine Lektüre, die in diesem Text nicht die ‚Einleitung eines Spaziergangs‘, sondern einen veritablen und vollständigen ‚Spaziergang‘ erkennt. Die plastische Schilderung des Unwetters weise, so GLÜCK, eher auf einen Erlebnischarakter hin denn auf eine – in der Literatur des Mittelalters häufige – allegorische Funktion, bei welcher der Sturm das seelische Befinden des Ich-Sprechers widerspiegele oder für eine Welt stehe, in der die Minne unmöglich sei. Die allegorische Ebene schließt GLÜCK andererseits keineswegs aus, betont jedoch die Verschränkung derselben mit verschiedenen Sinnebenen, vor allem mit wörtlichen sowie religiösen, und amoenen Elementen. Der Auftritt eines Zwerges markiere eine Akzentverschiebung vom realen Erleben hin zu einer Welt der Imagination, die mit ihrem Mangel an Explizitheit eine Leerstelle eroffne, die der Leser mit seiner Vorstellungskraft auffüllen müsse. Mit dieser Lesart könne man festhalten, dass das ‚Gewitter in den

Bergen‘ eine Sprache der Minne biete und sich gewissermaßen in den Minne-Diskurs einreihe. Der Text stehe somit durchaus in der Tradition einer Gattung, in der experimentelle Exzentrizität einen bedeutenden Platz einnehme.

Der Aufsatz von Christine STRIDDE (Zürich), „Skandal: Liebesbriefe waren gefälscht.‘ Zur Logik des Briefeschreibens in den Minnereden“, thematisiert die Zugehörigkeit von Liebesbriefen zur Gattung der Minnereden. STRIDDE vertritt die These, dass der Liebesbrief als ‚Medium der Distanzkommunikation‘, welches paradoxerweise Gefühle zwar wieder spiegeln, niemals jedoch übersteigen soll, in authentischer Form nicht existieren kann. Anhand von vier Textbeispielen werden verschiedene Formen des Verhältnisses von Realität und Fiktion innerhalb der Liebesbriefe aufgezeigt: Als erstes Beispiel fingierter Liebesbriefe führt STRIDDE die Züricher Liebesbriefe (B187–192) an, bei welchen es sich um Abschriften von mehreren Vorlagen handle. Hier diene das Schreiben als therapeutische Maßnahme, mittels derer die Gefühle in einen diskursiven Prozess gelenkt werden, der Verstand jedoch die Oberhand behalte. Aufgrund von formalen Aspekten konstatiert STRIDDE ferner eine starke Verbindung zur höfischen Briefpoetik. Sie führt ihre Argumentation mit einem zweiten im ‚Handbuch Minnereden‘ verzeichneten Liebesbrief fort (B213), in welchem das Begehren die Liebende um die Fähigkeit des Briefeschreibens und letztendlich um den Verstand bringe. Ein ähnliches Versagen des Liebesbriefes beobachtet STRIDDE in B239 (‚Liebesgespräch‘). In diesem Fall besitze das Ich bereits einen von Frau Venus verfassten Liebesbrief, welchen er vor seiner Dame rezitiere – und welcher jedoch gerade wegen der fehlenden Distanz zum Adressaten scheitere. Einer ausführlichen Betrachtung unterzieht STRIDDE die ‚Göttinger Liebesbriefe‘ (B127–138). Bei diesen handelt es sich um gefälschte Briefe, die der Unterlehrer Hermann Konemund unter dem Pseudonym ‚Edelend Schreiber‘ an seinen Vorgesetzten Curd Hallis schrieb und mit Geldforderungen verband. STRIDDE zeigt auf, in welchem Maße sich aus einer ‚Schreib- und Rhetorikübung‘ ein Betrug entwickelte, der mit einer Verurteilung Konemunds endete. Sie schließt ihre Ausführungen mit der These, dass die Liebesbriefe als eine Spielart des Sprechens über Liebe, wie es in den Minnereden zentral ist, anzusehen seien.

In ihrem Beitrag „Unschärfe als Leistung. Ambiguitäten, Widersprüche und Brüche in der ‚Minneburg‘ (B485)“ betont Rebekka REHBACH (München) die Bedeutung der Unschärfe als einer poetologischen Verfahrensweise – diese sei keineswegs als Schwäche des Textes zu werten. Sie untersucht auf der *Histoire*- sowie der *Discours*-Ebene einen vielschichtigen allegorischen Text, der sich reduktionistischen Klassifikationen widersetzt: Dabei diskutiert REHBACH Möglichkeiten der Strukturierung der ausgewählten Minnerede und zeigt die Grenzen der verschiedenen Ansätze auf. Das für die Gattung charakteristische Lehrhaft-Diskursive werde in der ‚Minneburg‘ durch einen Ausdruck emotionaler Intensität ersetzt, durch ein Chaos der Gefühle, das die Aussichtslosigkeit der Situation (in welcher sich der Ich-Erzähler befinde) widerspiegeln und mit einer ausgeprägten Verschachtelung der Handlung einhergehe. Auch überwinde das Werk die – zu jener Zeit übliche – Trennung zwischen religiösem und höfischem Diskurs. REHBACH legt ihr Augenmerk insbesondere auf semantische Unbestimmtheiten und Mehrdeutigkeiten, Allusionen und Entsemantisierungen und hält fest, dass der Text systematisch mit Widersprüchlichkeiten arbeite. Zudem eröffneten die Unschärfen Räume für Wiederholungen, welche für die Gattung charakteristisch seien.

Christoph FASBENDER (Chemnitz) plädiert in „Als Minnerede in Prosa ein Unicum‘. Augustins von Hammerstetten ‚Der Hirsch mit dem goldenen Geweih‘ (1496)“ dafür, dass dieses Werk eigentlich in das ‚Handbuch Minnereden‘, das Prosatexte – bis auf wenige Ausnahmen wie die ‚Pflanzenallegoresen‘ – ausschließt, hätte aufgenommen werden müssen. FASBENDER argumentiert für Zugehörigkeit des Textes zum Korpus der Minnereden, indem er darauf hinweist, dass fünf der sieben im ‚Handbuch‘ in Anlehnung an BRANDIS formulierten Kriterien erfüllt seien. Zwar gebe es einen auktorialen Erzähler statt eines Ich-Sprechers, womit ein im ‚Handbuch‘ formuliertes Kriterium nicht erfüllt sei. Andererseits rechtfertigten zahlreiche Aspekte die genannte Zuordnung: Überlieferung (dem Prosatext steht eine Widmungsrede in Versform vor), Inhalt (z. B. der Locus amoenus, die Zurückweisung durch die Dame oder das längere Minnewerbungsgespräch), Aufbau (etwa die Traumeinleitung oder der Dialog zwischen der Dame und dem Ritter, der Monolog des Ritters oder die Handlung in einer ‚Anderwelt‘), aber auch intertextuelle

Verweise (die für die Gattung der Minnereden charakteristische deutliche Bezugnahme auf literarische Traditionen). Auch wendet sich FASBENDER angesichts der schemenhaften Handlung gegen Interpretationen, die von den Protagonisten des Textes auf reale Personen schließen – eine Haltung, welche die Forschung lange vertreten hat. Vielmehr sei der Text deutbar als Ausdruck einer männlichen Phantasie.

Im Zentrum des Aufsatzes von Tobias BULANG (Heidelberg), „Minnereden im Roman – Text-Kontext-Spannungen im ‚Frauendienst‘ Ulrichs von Liechtenstein“, steht das im ‚Handbuch Minnereden‘ definierte Gattungsmerkmal der selbstständigen Überlieferung. Anhand des zweiten Büchleins aus Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauendienst‘ zeigt er auf, dass eine Klassifikation inserierter Passagen als Minnereden in der Tat aufgrund des Verzichtes auf den Kontext nur unter Verlust von Textverständnis möglich sei. BULANG verweist auf das für den Minnesang schon vorhandene Problembewusstsein der Rollenlyrik und konstatiert das Fehlen einer ausreichenden Performanzdebatte in der Minneredenforschung: Es zeige sich in den selbstständig überlieferten Minnereden eine vergleichbare Uneindeutigkeit in der Identifikation der textinternen Instanzen. Unselbstständig überlieferte Minnereden entzögen sich dieser Problematik, da die Identifikation des handelnden Personals durch den Kontext ermöglicht werde. Zudem weise Ulrichs zweites Büchlein für sich betrachtet einige für eine Minnerede stereotype Elemente auf, welche erst durch das Textumfeld und die korrekte Identifikation der Protagonisten gedeutet werden könnten: So entpuppe sich ein im zweiten Büchlein als ‚Bote‘ titulierter Handelnder in einer Betrachtung des Gesamttextes als Ulrichs personifiziertes erstes Büchlein. Während in diesem Fall eine eindeutige Identifikation möglich sei, zeige sie an anderer Stelle ein bewusstes Spiel mit Uneindeutigkeit. Obgleich Frau Minne und die geliebte Dame durch den Textkontext eine stärkere Figurengestaltung erfahren, verschwimmen wiederholt die Grenzen zwischen beiden: Die Zurückweisung der Liebe wird nicht der Dame, sondern Frau Minne zugeschrieben. Während in einer selbstständig überlieferten Minnerede eine ‚Doppeladressierung‘ nur hypothetisch festgestellt werden könne, zeige sich diese eindeutig in einem inserierten Text und könne somit einen situationsgerechten Umgang mit Kontingenzerfahrungen unterstützen.

Michael OTT und Flavia PANTANELLA (Heidelberg) gehen in ihrem Aufsatz „Geschriebenes erzählen. Erzählte Inschriften in Minnereden aus narrativer, poetologischer und materialer Perspektive“ von der Prämisse aus, dass Minnereden als literarischer Ort zur Erprobung einer Sprache der Liebe fungieren. Darauf aufbauend zeigen sie anhand von fiktiven Inschriften, in welchem Maße ein Zusammenspiel sowie eine Abhängigkeit vom Reden und Schreiben über die Minne auch innerhalb der Minnereden präsent sind. Im Fokus stehen dabei das narrative sowie das poetologische Potenzial und die Materialität der Inschriften. Am Beispiel von B232 („Die Minnelehre“ des Johann von Konstanz) und B210 („Der Traum von der Liebe“) legen OTT und PANTANELLA dar, wie erzählte Inschriften die Handlung lenken und textintern sowie -extern die Reaktionen der jeweiligen Rezipienten regulieren. Die poetologische Dimension und insbesondere der Aspekt der Selbstreflexivität erfahren am Beispiel von B459 („Der Minne Gericht“), B224 („Der Maienkranz“) und B438 („Der Minne Porten“) eine nähere Betrachtung. Die physische Beschaffenheit der erzählten Inschriften wird im Zusammenhang mit ihrer Funktion eines über Schriftlichkeit gestellten Herrschaftsanspruchs gelesen und mit Verweis auf B496 („Fehde zwischen Amor und Reden“), die oben genannte „Minnelehre“ des Johann von Konstanz sowie B440 („Das weltliche Klösterlein“) verdeutlicht. Die Materialität spiele in Bezug auf letzteres Textbeispiel eine besondere Rolle, da Stein als Beschreibstoff die Dauerhaftigkeit einer Machtlegitimation stütze. Einen vergleichbaren Anspruch konstatieren die Autoren bei den Grabinschriften in der „Minneburg“ (B485).

Trotz einer Diversität der Ansätze lassen sich drei Themenbereiche erkennen, die in den einzelnen Beiträgen des Sammelbandes im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen: die Gattungsfrage, die Rolle des Ich-Erzählers sowie das Verhältnis von Diskursivität und Narration in den Minnereden. Die zwölf Aufsätze zeugen mit ihren unterschiedlichen Zugängen, Arbeitsweisen und Blickwinkeln von den zahlreichen Möglichkeiten, die der aktuellen Forschung nach der Erschließung des Textkorpus für die Beschäftigung mit den Minnereden zur Verfügung stehen.